

(Nachdruck verboten.)

57] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.
Von Robert Schweißel.

Für Max Eberhard war die Einladung eine Erlösung aus seiner erzwungenen Unthätigkeit. Obgleich seine Aussicht in die Zukunft bei seinen geringen Mitteln die düsterste war, so bereute er dennoch keinen Augenblick, die Hand der schönen Gabriele, die ihn auf des Lebens Höhen geführt hätte, verfehlt zu haben. Die Liebe zu Else entschädigte ihn tausendfach; sie blühte und duftete fort in aller Bedrängniß und sie fand unermüdet eine Bundesgenossin, als er, von dem Ritter von Menzigen zurückgewiesen, Else nur noch in der Kirche sehen und ihr bei dem Verlassen derselben vielleicht einen Gruß zuflüstern konnte. Diese Bundesgenossin war das Fräulein von Badell. Else's Erscheinung hatte ihr Herz gewonnen und sie wußte so ziemlich Bescheid, wie die Dinge standen. Jama bläst die Posaune, aber der Matsch hat hundert zischelnde Zungen. Sie zischelten auch in dem vorwiegend männlichen Kreise, der in dem Hause des Fräuleins von Badell verkehrte. Der Bruch des jungen Eberhard mit seinem Vater, die plötzliche Entfremdung zwischen jenem und Stephan von Menzigen hatte ja auch für die Männer der Bewegung ein Interesse und die weibliche Erathungsgabe des Fräuleins fand leicht die Frau heraus, die hinter diesen Geschneiffen verborgen war. Das erste Wesen des jungen Doktors sagte ihr zu und sie hatte ihm nur den einen Vorwurf zu machen, daß er das Leben viel zu schwer nahm. Aber dem war wohl abzuwehren und da Frau Margarethe von Menzigen und ihre Tochter ihr keinen Besuch machen zu wollen schienen, so ging sie, kurz entschlossen, wie sie war, zu ihnen.

Dem Geschmack der Frau von Menzigen mochte das derbe, humoristische Wesen des Fräuleins kaum entgegen; sie hatte aber, als diese nach ungefähr einer Stunde sich entfernte, das wohlthuende Gefühl, als ob ein kräftiger, frischer Windstoß die drückend schwüle Luft, in der sie und Else athmeten, zerblasen hätte. Des Fräuleins lebhaft sich aussprechende Weise, die jedes Ding bei rechtem Namen nannte, machte Frau von Menzigen nach langer Zeit wieder einmal lächeln und Else schlug der Jugend silberhelles Lachen auf, von dem sie kaum noch wußte, daß es in ihrer Stube wohnte.

Als an demselben Abend Dr. Karlstadt, der jetzt in der Stadt frei umgehen und predigen konnte, wie ihn der Geist trieb, Fräulein von Badell zufällig besuchte, sagte sie unter anderem zu ihm: „Gott, Doktor, was predigt Ihr immer wider die Tyrannen von Fürsten, Herren und Pfaffen? Es giebt noch andere Tyrannen, die viel schrecklicher sind. Das sind die Männer, so die Freiheit im Mund führen und zu Haus Weiber und Kinder unterdrücken. Denen solltet Ihr ins Gewissen reden, und ihren Weibern, daß sie die Tyrannei verdienen, weil sie sich solche gefallen lassen.“

Der Ritter von Menzigen hatte sich ihrer Gunst nie sonderlich zu erfreuen gehabt, sein Wesen war ihr zu „brastig“, wie sie sich ausdrückte. Sein Umdank gegen Max Eberhard stieß ihn vollends aus ihrer Gnade und sie gelobte sich, daß Else und Max trotz Herrn Stephan ein Paar werden sollten. Der Rath mochte vor ihm zittern, sie fürchtete weder ihn noch einen anderen Mann. Sie nahm die Liebenden in ihren Schutz und ihr Haus am Burghor ward ihnen zu einem Eiland stillen Glückes in der ringsum tosenden See der politischen Leidenschaften.

Noch war der Innere Rath im Amte, allein der Athem wollte ihm schier ausgehen, so stark umklammerten ihn die Arme des Ausschusses. Denn er hatte diesem seine Rechnungsbücher vorlegen müssen und die Prüfung derselben eine so heillose Unordnung ergeben, daß niemand darin sich zurechtzufinden vermochte. Auch befanden sich in dem Schatz nur achttausend Gulden baar, da doch deren achtzigtausend vorhanden sein sollten. Erasmus von Muslor und die drei Steuerer, wie die Rathsmitglieder hießen, die das Finanzwesen unter sich hatten, mußten sich darob unter Eid von dem Ausschusse so hart verhören lassen, daß

sie schier das Licht der Freiheit nicht wieder zu erblicken glaubten.

Da erschienen am Dienstag vor dem Osterfest zwei Bevollmächtigte des Reichsstatthalters Ferdinand von Oesterreich in Rothenburg, und der Rath faßte wieder Muth. Sie sollten zwischen diesem und dem Ausschusse vermitteln, damit die feste Stadt und ihre waffentüchtige Bürgerschaft der „guten Sache“ erhalten blieben. Tags darauf berief der Anschlag der großen Glocke die Gemeinde nach St. Jakob zur Versammlung. Der Ausschuss hatte sich erboten, in Gegenwart des Inneren Rathes und der beiden kaiserlichen Gesandten, Graf Ruprecht von Manderscheid und Friedrich von Lidwach, über die von ihm geprüften Beschwerden und Forderungen der Bürgerschaft zu berichten. Als Stephan von Menzigen das Empor der Kirche betrat, war es in seinen Mienen klarlich zu lesen, daß er sich des Sieges gewiß fühlte, und er schoß unter seinen breiten schweren Augenlidern einen Blick auf die Mitglieder des Rathes, als ob sie auf der Armenfünderbank säßen. Es war auch kaum anders; denn sein Bericht war eine schwere Anklage. Er sprach zunächst davon, wie ihre Voreltern seit mehr denn hundert Jahren mit Steuern und Lasten überbürdet worden seien, daher eine Aenderung zum Besten der Gemeinde getroffen werden mußte. Das Uebel hätte aber zum großen Theil seine Wurzel in der schlechten Stadthaushaltung, und schonungslos kennzeichnete er die Niederlichkeit, mit der die drei Steuerer ihres Amtes gewaltet, und die Leichtfertigkeit, der sich der Innere Rath schuldig gemacht, indem er die nur in Vausch und Bogen aufgestellten Rechnungen als richtig anerkannt habe. Solches wäre nimmer geschehen, wenn in den Rathen nicht nur die Geschlechter vertreten wären, sondern auch die niederen Bürger. Der Ausschuss fordere daher vor allen Dingen die Wiederherstellung und Erweiterung der Stadtverfassung von 1455.

Die weiteren Beschlüsse des Ausschusses, die er vortrug, betrafen hauptsächlich die Verbesserung des Rechtsverfahrens, Verminderung der Steuern und bessere Ordnung des öffentlichen Rechnungswesens. Es sollten ferner die Besoldung der öffentlichen Aemter vermindert, die Gewerbeordnung verbessert werden. Ein anderer Artikel betraf die Reformation der Geistlichen. Alle geistlichen Personen, welche in der Stadt Pfründen besaßen, sollten gleich anderen Bürgern den Bürgereid leisten und alle Lasten tragen. Alten, verlebten Priestern sollten aus dem Stadtsäckel jährlich fünfzig Gulden bis zu ihrem Tode gezahlt werden, so sie die Reformation anerkennen, die Pfründe aber an die Stadt fallen. Alle jüngeren Priester von gesundem Leib sollten ein Handwerk lernen und sich verehelichen. Wenn sie dieses thäten, so bliebe ihnen zu ihrer Unterstützung die Pfründe auf ein oder zwei Jahr ungeschmälert. Zügelten sie sich nicht, so würden sie sofort eingezogen. Die Bürger endlich sollten von ihren Gütern keinen Zehnten mehr an die Geistlichkeit entrichten.

Als Stephan von Menzigen schweigend, bestieg der kaiserliche Rath Friedrich von Lidwach die Kanzel. Auch er glaubte zu der Gemeinde reden zu sollen; aber es gerieth übel. Schon am Tage zuvor hatte er die Mitglieder des Ausschusses trocken und stolz angeherrscht und verlangt, daß man dem Rathe seine vormalige Gewalt wiedergebe.

So goß er auch jetzt nur Del ins Feuer, indem er die Gemeinde aufrührerisch schalt und ihr unter Androhung schwerer Strafe befahl, von der Empörung abzustehen. Da schwoll das Murren, das sich bei seinen Worten anfangs in der Kirche hatte vernehmen lassen, zu einem großen Getümmel an. Eine Stimme rief, man habe den Teufel nach den Kommissarien geschickt. Andere wollten noch mehr Beschwerden abgestellt wissen, und ein Bürger schrie dem Ausschusse zu: „Meine Meinung ist, man soll den Kommissarien die Köpfe abschlagen, so werden wir ihrer am ersten los.“

Graf Manderscheid, der Besitzer des kaiserlichen Kammergerichts war, eilte auf den Predigtstuhl, um den Sturm zu beschwören. „Nichts von Vergleich.“ scholl es aus der Gemeinde zu ihm herauf. „Unser Recht wollen wir, könnt Ihr's uns nit schaffen, so mag Euch der Teufel holen.“ Es war Kilian Etzschlich's knarrende Stimme, die es rief. Stephan von Menzigen erklärte fest: „Nur wenn der Rath die Artikel unverändert annimmt, wird der Ausschuss die Sache den Kommissarien zum gütlichen Vergleich anheimstellen.“ Da gingen die kaiserlichen Boten zu den Sitzen des Inneren

Nathez und riefen diesem nun selbst zur Annahme. Nur über die geistlichen Güter könnten sie nichts entscheiden; diese müßten bis zum nächsten Reichstage in Ruhe bleiben.

„Ich sagte es den Herren schon gestern,“ sprach Konrad Oberhard mit zornbleichem Gesicht, „daß der Ausschuß alle Konzessionen dem Rathe mit Gewalt abgezwungen hat. Jetzt habet Ihr einen neuen Verweis dafür.“ Erasmus von Muslor legte ihm beschwichtigend die wohlgepflegte Hand auf den Arm. Der Innere Rath fügte sich und gab dem Gesandten Vollmacht, den Vertrag in eine angemessene Form zu bringen. Ausgenommen wurde von der Annahme der Artikel über die geistlichen Güter. Mit Mühe gab der Ausschuß in diesem Punkte nach. Es wurde zugleich bestimmt, daß beide Theile die neue Ordnung halten und alle vorhergegangenen Beleidigungen ab und todt sein sollten.

Als die Gemeinde die Kirche verließ, erhob sich hinter einem Pfeiler des Seitenschiffes der blinde Mönch, der dort als stummer Zuhörer gesessen hatte. Im Hinausgehen traf Valentin Zerkamer auf ihn und fragte ihn, was er von den Verhandlungen denke? Der Blinde erkannte ihn an der Stimme und antwortete: „Ein halber Sieg ist kein Sieg. Ich gebe keine taube Muß für den Vertrag. Der Ausschuß muß vorwärts, oder er wird unter die Füße getreten, sei es von den Ehrbaren, sei es von der bäuerlichen Partei. Kein Theil ist zufrieden, ich hab's aus den Stimmen der Leute herausgehört, wie sie aus der Kirche gingen.“

Der Bürgermeister von Muslor lud die kaiserlichen Rätthe ein, das Werk auf der Herren-Trinkstube mit einem Becher Weins zu begießen. Er lud auch Stephan von Menzingen dazu ein; der aber dankte kurz. Indem trat Kilian Etschlich heran. „Ich möcht' die gnädigen Herren nur fragen, wie's jetzt mit dem Recht soll sein, daß einer erstritten hat und kann's doch nicht kriegen,“ sprach er; „soll das jetzt auch ab und todt sein?“

Stephan von Menzingen ergriff sogleich das Wort: „Meister Etschlich hat vor fünfzehn oder mehr Jahren mit Hilfe des Kammergerichts eine Geldforderung an die Trüb von den Geschlechtern erstritten, ein Rath aber bis zur Stunde Spruch nicht erlutirt.“

Das Lang in den Ohren der Gesandten, die zu dem Frieden, den sie so eben gestiftet hatten, sich Glück wünschten, gar übel. Diejenigen vom Inneren Rathe, welche noch zugegen waren, tauchten verlegene Blicke. Der Besitzer des kaiserlichen Kammergerichts, Graf Rudolf von Wanderscheid, aber antwortete: „Bewahre, Meister, Forderungen wie die Eurige, die bereits rechtskräftig geworden sind, werden durch den soeben geschlossenen Vergleich nicht berührt. Der Rath wird Euch iso gewiß gern zu Euren Gelde verhelfen.“

„Man muß das Eisen schmieden, so lange es noch warm ist,“ äußerte Herr Stephan spöttisch. „Doch halten wir die Herren nicht länger von den Bechern zurück!“

Er verbeugte sich förmlich und ging mit Etschlich davon.

Den Herren aber wollte auf der Trinkstube der Wein nicht recht munden, so köstlich er war. Erasmus von Muslor versprach zwar, die Trüb zur Zahlung ihrer Schuld an Etschlich anzuhalten; aber der soeben vereinbarte Frieden hatte seine Achillesferse gezeigt. Das Verhalten des Ritters ließ keinen Zweifel daran zu, daß er seine Feindschaft gegen den Rath nicht begraben würde. Graf Wanderscheid sprach seine Wahrnehmung offen aus. „Wir sind vergebens hier gewesen,“ schloß er, „wenn es nicht gelingt, den Span zwischen ihm und Euch, Ihr Herren, aus der Welt zu schaffen.“ Auf seinen und Friedrich von Widwachs Vorschlag kam man überein, den kaiserlichen Rätthen die Entscheidung des alten Rechtsstreites zu überlassen, falls auch der Ausschuß darein willige, und Georg von Bermeter übernahm es, diesen dazu zu bestimmen.

Es gelang ihm, und am Samstag vor dem Feste trat das Schiedsgericht zusammen, in dem der Innere Rath und der Ausschuß durch fünf Mitglieder vertreten waren.

Stephan von Menzingen, dem seine Freunde im Ausschusse versprochen, ihm bei dieser Gelegenheit ein Erkleckliches für seine Mühewaltungen um das Wohl der Bürgerschaft herauszuschlagen, trug seinen Handel mit der Stadt vor. Er beanspruchte 4600 Gulden Entschädigung, die er durch den ihm erwachsenen Schaden, als er flüchten mußte, theils durch Unkosten u. s. w. begründete. Der Rath lehnte die Forderung ab, da Menzingen durchaus gegen seine Bürgerpflicht gehandelt habe und verlangte dagegen 336 Gulden für rückständige Steuern, Executionskosten und dergleichen. Die kaiserlichen Boten entschieden, daß jede Klage aufzuhören habe, die Forderungen acqulit, die Schmähungen erloschen seien

und jeder Theil seine Kosten zu tragen habe. Da beide Parteien dem Grajen Ruprecht mit Handschlag gelobt hatten, seinem Ausspruch sich fügen zu wollen, so ward der Vertrag bis auf die Siegelung fertig.

„Das soll Euch der Teufel danken,“ rief Stephan von Menzingen wüthend über die Enttäuschung, ging nach Hause und verweigerte das Siegel des Ausschusses. Er gab erst nach, als der Rektor Bessenmayer ihn aufsuchte und ihm vorstellte, daß die Mehrheit im Ausschusse dem Vergleiche günstig wäre und er seinem Einflusse auf jenen großen Abbruch thun würde, wenn er bei seiner Weigerung verharrte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Refker des Vaterlandes.

Seitdem der Besitzer des All-Anzeigers sein Blatt jede fünfte Minute, ungerechnet die Extra-Ausgaben, in einer ordentlichen Ausgabe erscheinen ließ, zu deren Herstellung u. a. je vier Milliarden Zentner Druderschwärze verbraucht wurden — die Bogen einer Ausgabe, an einander gefügt, reichten bis zum Sirius, und die Rotationsmaschine druckte sie mit elektrischer Geschwindigkeit, 400 000 Kilometer die Sekunde; für jede Nummer wurde das ungeheure Quantum von 0,001 Gramm einer doppelten Raffinade von Wissen, Geist und Sittlichkeit (W_2, Ge_2, Sit_2, O) verwandt — seitdem lebten die übrigen Zeitungsverleger der Kapitale in einem Zustande entsetzlicher Verzweiflung. 127 dieser Herren wurden wahnsinnig, 50 ergaben sich dem Trunk von Wasser, drei saßen selbst so weit, daß sie Ministerportefeuilles, die sie fanden, aufnahmen, ohne sie zurückzugeben.

Diese Verzweiflung war nicht etwa dadurch verursacht, daß der All-Anzeiger demahe in jeder Ausgabe eine Expedition nach irgend einem Fißtern oder Nebelfled aus der geschäftigen Feder seines eigens entstandnen Entbedungs-, Reise-, Selbstmörders-Aspiranten brachte, sowie über eine neueste sensationelle Erfindung lolumnenweise berichtete, — das thaten die anderen Blätter längst gleichfalls. Jedes hatte seinen Stab von Entbedungsreisenden und Erfindern, die gegen eine Pauschalsumme jährlich eine bestimmte Anzahl von elegant überwindenen Reise-Lebens-Gefahren und naturwissenschaftlich-technischen Erfindungen zu liefern hatten. Auf den Universitäten war zur Vorbereitung für jeden dieser beiden Berufe seit geraumer Zeit je eine Fakultät eingerichtet worden: Zeitungs-Entbeder und Zeitungs-Erfinder bildeten die Hauptkarriere der Jugend der gebildeten Stände.

Freilich tobte der Konkurrenzkampf der Zeitungen auch auf diesem Gebiete heiß, aber er war doch noch zu bestehen. So war es zum Exempel neulich einem Erfinder des Heberall-Blattes gelungen, die gesammte Konkurrenz durch eine Erfindung zu schlägen, wie man Menschen hervorbringen könne, blos durch Personen beiderlei Geschlechts. Allerdings hatte der Erweih-Trust, der in seinen zahllosen Fabriken zu mäßigen Preisen unter Garantie der Frierung nur streng reeller Waare die Herstellung von lebenden Menschen betrieb — Musterzeichner fanden hier stets lohnenden Verdienst —, sofort eine lebhafteste Agitation in Bewegung gesetzt, die aus nationalen, sittlichen und gesundheitlichen Rücksichten diese Herstellung von „Menschen-Margarine“ zu vereiteln trachtete, und man hatte auch bei der Regierung und dem Reichstag ein entsprechendes Verbot durchgesetzt, in dessen die aufregende Erfindung selbst blieb der Ruhmesstiel des Heberall-Blattes.

Als der vor Reid fast unzurechnungsfähig gewordene Besitzer vom All-Anzeiger seinerseits nun seine Erfinder bei Strafe des Hungertodes antrieb, etwas Gleichwerthiges anzuheden, brachte die nächste Ausgabe bereits triumphirend ein Mittel auf kinematogalvano-teleplastisch-stereoskopisch-iplentral-ihnetheijischem Wege Es in Wasser zu verwandeln. Indessen die öffentliche Meinung fand, daß diesmal die Konkurrenz doch dem Fünfminuten-Organ über gewesen sei.

Es waren also nicht die Entbedungen und Erfindungen, die jene Verheerungen unter den Zeitungsherausgebern anrichteten: Es waren die — Worte. Der Teufel mußte mit dem All-Anzeiger im Bunde stehen, und, wenn er eine arme Seele beschwächt hatte, unverzüglich dem All-Anzeiger davon Kenntniß geben; vielleicht war er sogar geheimer Mitbesitzer des Organs! Sicher war das Eine: Nicht nur ereigneten sich tagtäglich eine bedeutende Anzahl der raffiniertesten und interessantesten Raubs, Lust-, Ehren-, Gift-, Eisernachts-, Dynamit-, Rache-, Massen-, Kindes-, Gatten-, Vater-, Mutter-, Bruders-, Schwester-, Tanten- und Cousinenmorde, der All-Anzeiger brachte auch unmittelbar nach der That, fast à tempo, die ausführlichsten und wahrhaftigsten Schilderungen, die nicht nur die Einzelheiten des Ereignisses selbst mit mikroskopischer Genauigkeit darlegten, sondern auch die Lebensgeschichte mit psychologischer Analyse über ihre Motive, stillstündlich einfach hinreichend, aufgeklärt wurden. Die „Galerie preisgekrönter bildhübscher u n n a t ü r l i c h e r M i n i e r“, die der All-Anzeiger fortlaufend publizierte, war eine Weltberühmtheit. Die Polizei hatte es seit diesem Ausschwung der Journalistik leicht: sie griff die Leute auf, die mit den veröffentlichten Photo-

graphien Aehnlichkeit hatten, und das Gericht verurtheilte sie auf Grund solchen ungewisselhaften corpus delicti zum Tode durch angestrengetes Denken; zwar behaupteten alle, sie seien unschuldig, aber das wollen die Kerle ja immer sein. Für das Publikum war die unfehlbare Sicherheit der Justiz natürlich höchst beruhigend. Außerdem geschahen die Verbrechen mit einer statistischen Regelmäßigkeit, die auch den Kengstlichsten darüber aufklärte, um wie viel größer die Wahrscheinlichkeit sei, pikante Unthaten literarisch zu genießen als praktisch zu erleiden; das Ergebnis dieser Wahrscheinlichkeitsrechnung beförderte den Optimismus, den Muth, die Moral und das Vertrauen.

Während bergestalt Polizei, Gericht und Publikum gerechten Anlaß hatten, dem All-Anzeiger dankbar zu sein, ergaben sich die konkurrierenden Zeitungsbesitzer, wie erwähnt, einer beinahe gemeinschaftlichen Verzweiflung. Ob sie auch Armeen von Reportern besoldeten, die an Phantasie, Scharfblick und Schnelligkeit allererster Qualität waren, so schnell erfuhren die anderen Organe die Verbrechen nie, wie der All-Anzeiger. Sie mußten immer nachhinken, sie mochten sich anstrengen wie sie wollten. Kein Wunder, daß sie nach und nach die Abonnenten und Inserenten verloren und vor dem Bankrott standen. Nur ein Blatt ward durch diesen Kampf ums Dasein nicht berührt. Das war der „Aztel“, der monatlich einmal auf zwei Seiten, in Duodez, erschien, mit politischen Leitartikeln, unruhigen Meinungsäußerungen und beispiellosen Wahrheitsanfällen. Das Blatt verfügte über einen festen Stamm von 17 Abonnenten; das waren die einzigen übrig gebliebenen Parteipolitiker des Landes und die blieben ihrem — übrigens nur handschriftlich verbreiteten — Organ treu und den — Abommementsbetrag schuldig. Alle anderen Blätter und Leser waren völlig unpolitisch, und während die Ersteren dem unaufhaltsamen Untergang entgegenstarrten, konzentrierten sich die letzteren um das uuparteiische, mordstrahlende Banner des All-Anzeigers. Vergebens hatten die anderen Zeitungsverleger einen Ausschuß wissenschaftlicher Autoritäten eingesetzt und fürstlich honorirt, die das Räthsel lösen sollten, auf welche Weise der „All-Anzeiger“ das Wunder fertig bekäme, über Verbrechen Bericht zu erstatten, fast ehe sie geschähen. Das Ergebnis der langwierigen Untersuchungen war gleich Null. Nur ein Historiker hatte einen Parallelsall entdeckt; es hätten früher, so behauptete er, begabte Korrespondenten eine halbe Minute nach Veröffentlichung einer Thronrede oder einer ähnlichen Kundgebung bereits telegraphisch konstatiert, daß die öffentliche Meinung, wie besonders die politische Kreise, den Akt, je nachdem, günstig oder ungünstig aufgenommen. Aber die Schnelligkeit der „All-Anzeiger“-Reporter war doch etwas Anderes, sie stellten kontrollirbare Thatfachen, nicht Stimmungen fest. Ein andurchdringlicher Schleier blieb über der zauberhaften Mährigkeit des „All-Anzeigers“ und seines Herausgebers . . .

Eines Tages aber sollte er sich lästern!

Es mochte gegen Mittag sein, da hielt vor dem Zentralpalais des All-Anzeiger-Quartiers ein eleganter Luft-Kether-Motor-Jagd-Lagometer, dem ein hochgewachsener, sorgsam geleideter Herr mit energischen Zügen einstieg. Es mag erwähnt werden, daß die energischen Züge bereits am Ende des 19. Jahrhunderts aufstachen, jetzt waren sie alleinherrschend geworden, sie hatten das physiognomische Monopol.

Der Herr schritt eiligen Fußes die goldbelegten Marmorstufen aufwärts, die von den Hermen der hundertjährigen Abonnenten des Blattes flankirt waren, und bald stand er in dem Empfangssaal des Besitzers, der — nämlich der Saal — halb einem tropischen Palmenwald, halb einem Maschinenmagazin gleich.

Felix Bum, so hieß, wie wir bisher zu erwähnen vergaßen, der Herausgeber, lächelte, während er mit einer Bewegung eines grazil geformten Ideen-Druckluftapparats zwei Billionen Mark Coupons abschneidte, eindreiwertel Sekunden lang dem Ankömmling jovial zu; das war die höchste Auszeichnung, die er vergab.

„Was bringen Sie Neues, Lehmann?“

„Nichts“, erwiderte der Lehmann Genannte, und in seinen energischen Zügen zuckte es wie ein Gewitter.

„Sie werden träge“, meinte Felix Bum, ein wenig ärgerlich.

„Was soll aus dem Blatt werden, wenn Sie so nachlässig sind. Wenn Sie nicht besser die Interessen meines Geschäfts wahrnehmen —“

Da brauste Lehmann auf:

„Ich thue überhaupt nichts mehr für Sie, Sie, Sie . . .“ es fehlte ihm ein genügend starkes Schimpfwort.

„Worin habe ich mich denn gegen Sie vergangen, lieber Lehmann,“ fragte Felix Bum wieder recht freundlich.

Lehmann aber zog mit leidenschaftlicher Geberde ein Zeitungsblatt aus seinem wie angegossen sitzenden Aluminium-Gehrock mit säurefester Stahlammer und schrie, auf eine blauangestrichene Stelle deutend:

„Fünf volle Zeilen haben Sie mir gestrichen aus meinem gestrigen Bericht — das lasse ich mir nicht gefallen.“

„Aber bedenken Sie doch, Lehmann, was Sie geschrieben, das konnten meine Leute unmöglich sehen lassen: „Ein gewaltiger Hieb mit der Art, und der Unglückliche brach mit einem hervorragend furchtbaren Schrei zusammen. Er war todt.“ Jetzt kommt es: „In seinem Geiste zogen die Träume seiner Jugend schattenhaft vorüber, was ihm an Leid und Lust beschieden. Das also war das Ende! Wie würde er das Licht der Sonne erblicken, nie wieder den All-

Anzeiger lesen . . .“ Sie sehen doch ein, Lehmann, daß nach dem Tode solche Trümmereien nicht mehr recht glaubhaft sind.“

Aber Lehmann wollte keineswegs einsehen. Er tobte förmlich: „Was ich geschrieben, ist richtig; wenn ich es sage, stimmt es. Basta! Ich fordere eine ergänzende Berichtigung in der nächsten Ausgabe.“

„Sie sind ein Esel.“ bemerkte Felix Bum, der jetzt auch sein seelisches Gleichgewicht verloren hatte.

Lehmann wand sich in Desirien:

„Sie . . . Sie . . . Sie, das sollen Sie mir büßen. Ich arbeite nichts mehr für Sie . . . Sie . . . Sie . . . Ich streite. Nicht nur das . . . Ich verrathe alles.“

Der Besitzer wurde bei den letzten Worten leichenblau, obgleich gerade die Fabrik, der Bum sein Leben verdankte, ihre Erzeugnisse als „frei von Farbentwischen!“ garantierte; aber die Unreellität, sieht man, ist unangenehm. Bum wukie es; Lehmann war der Mann dazu, seine Drohung wahr zu machen; er war energisch. In Bum's Kopf geriethen alle Verzellen in fieberhafte Thätigkeit. Was mußte geschehen, um diesen entsetzlichen Streich abzuwehren? Noch war keine Viertel Sekunde vergangen, da stand Bum's Entschluß fest. Muthig sprach er zu dem Rasenden:

„Thun Sie, was Sie nicht lassen können!“

„Sie sollen was erleben.“ brüllte Lehmann, dann war er fort.

Felix Bum aber nahm einen Wallen sein parfümirten zartvioleiten Schreibpapiers und schrieb, schrieb, schrieb . . .

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

— Ein neuer Robinson. Ein Schweizer, Louis de Rougemont aus Genf, der dreißig Jahre unter Kannibalen in Australien gelebt hat, ist nach einer Mittheilung der „Frankf. Ztg.“ kürzlich in London eingetroffen und erregt allenthalben großes Interesse. Zu Anfang der sechziger Jahre hatte sich Rougemont mit etwas Geld in der Tasche in Singapore an Bord des holländischen Schuners „Mieland“ begeben, dessen Kapitän in der Timor-See mit Hilfe malaiischer Eingeborener nach Perlen fischte. Sie hatten guten Ertrag, und zuletzt fanden sie drei schwarze Perlen von unschätzbarem Werthe in den Muscheln. Der Kapitän hoffte, mehr schwarze Perlen an jener Stelle zu finden, und obgleich die Zeit der alljährlichen Wirbelstürme nahe war, beschloß der Holländer, noch weiter dort zu bleiben und den Perlenfang fortzusetzen. Dann kam der Sturm, und das Schiff strandete an einer jener „Atoll“ genannten kreisrunden niedrigen Koralleninseln, die zur Zeit der Fluth vom Meer überpült wird. Der Kapitän und die Besatzung des Schiffes kamen um und nur der Genfer mit seinem Hunde rettete sich auf die sandige Insel. Bei niedrigem Wasser konnte er jedoch zum Brad hinüberwaten, und ganz wie Robinson Crusoe versorgte er sich vom Brad aus mit Geräthschaften und Vorräthen. Die Insel bot ihm Nahrung: Seevögel nisteten auf ihr und ihre Eier nahm er aus den Nestern; auch Schildkröten gab es auf der Insel. Trinkwasser verschaffte er sich dadurch, daß er in Fässern vom Brad Regenwasser sammelte, und wenn solches nicht vorhanden war, destillirte er Seewasser in seinem Kessel, indem er mit einem wollenen Tuche den Dampf auffing und dann die leibbare Flüssigkeit aus dem Tuche ausprezte. Aehnlich wie Robinson Crusoe machte er sich auch einen Kalender, und zwar dadurch, daß er Muschelschalen nebeneinander legte. Wahnsinn und Selbstmordgedanken bedrohten jedoch den Einsamen beständig, und daß er es zwei lange Jahre in dieser Einsamkeit aushalten konnte, verdankte er seinem Hunde, dem er Predigten hielt, um sich die Zeit zu vertreiben. Oft watete er in das Wasser hinaus, um seinem Leben ein Ende zu machen, aber er kehrte immer wieder zu seinem Hunde zurück. Dann versuchte er aus den Bradtrümmern ein Boot zu bauen, das ging aber in Stücke, als er es vom Stapel ließ. Endlich kam ein Kanoe mit australischen Eingeborenen in Sicht, das vom Festlande weggetrieben war. Diese vier Schwarzen landeten an dem Atoll, machten sein Boot jeetüchtig und damit erreichten sie das australische Festland etwa zwischen dem Cambridge-Golf und dem Queens Channel, an der Grenze zwischen West-Australien und Nord-Australien. Nun begann Rougemont's dreißigjähriges Leben zwischen den Kannibalen. Durch Gaullerkünste, die er verstand, wukte er die Kannibalen in Respekt zu setzen und freundlich zu stimmen. Er erzählt, er habe Saltomortales vor ihnen ausgeführt und im Distrikt des Busches bei Nacht die Rohrflöte geblasen. Er lernte mit Bogen und Pfeil umgehen und Thiere und Menschen damit erlegen, und er lief ebenso unbekleidet umher, wie die Kannibalen. Er nahm auch eine Kannibalin zur Gattin. Sobald als möglich suchte er aber wieder zu Weizen zu gelangen, und da seine Frau ihm sagte, daß im Osten weiße Männer wären, ging er mit ihr auf eine weite Wanderung durch Busch und Steppen ostwärts. Sie erreichten endlich das Meer; Rougemont meinte, es sei das Korallenmeer, aber es war nur der große Golf von Corpentaria. Nun wanderten sie nordwärts an der Küste entlang, um die Ansiedelung der Weizen zu finden, sie fanden aber keine und nach 18 monatlicher Abwesenheit, während welcher sie manche Abenteuer erlebt hatten, saßen sie, daß sie wieder an derselben Stelle angekommen waren, von der sie ausgezogen. Zehn Jahre wanderte Rougemont dann als Wilder umher

und endlich versuchte er durch eine Wanderung nach dem Süden zivilisirtes Gebiet zu erreichen. Vom 15. südlichen Breitengrade wanderte er bis zum 25. hinunter. Er stieß hier auf weiße Männer, die sich auf einer Forschungs-Expedition befanden, diese hielten ihn aber für einen Wilden und begrüßten ihn darum mit einer Salve von Pfeilgeschossen. Rougemont gab es nun auf, wieder zu zivilisirten Menschen zu kommen. Er zog, stets von seiner schwarzen Gattin begleitet, wieder nordwärts und hielt sich dann zwanzig Jahre lang im nördlichen Theile von Südastralien, etwa unter dem 22. Breitengrad, auf. Als dann seine Gattin starb, gab sie ihm den Rath, nach Südwesten zu gehen, wenn er Weiße treffen wolle. Er that es und kam nach Coolgardie, wo er zuerst von Goldsuchern gesehen wurde. Seine erste Frage an diese war: „Welches Jahr ist dies?“ Der einsame Mann war ganz aus der Zeitrechnung heraus. Die Goldsucher hielten ihn erst für irrsinnig. Von Coolgardie gelangte Rougemont nach Melbourne und von dort nach Europa. —

Musik.

— Gestern wurde im Neuen Opern-Theater Richard Wagner's „Lohengrin“ zum 400. Male in Berlin gegeben. Die erste Aufführung fand 23. Januar 1859 statt. Langsam nur schritten die Aufführungen des Werkes einer höheren Zahl entgegen. 1871 wurde es zum 50., 1876 zum 100. Male gegeben. Um die 200. Aufführung an der Berliner Hofoper zu erreichen, brauchte „Lohengrin“ 26 Jahre (1. Oktober 1885), von der 200. bis zur 400. Aufführung dagegen kaum 13 Jahre. —

Physiologisches.

f. Ueber den Zusammenhang von Geschmacksempfindung und Temperatur veröffentlicht Mendelsohn einige interessante Beobachtungen. Die Unterschiede im Geschmack sind lediglich qualitativ verschieden. Bei größeren Temperaturunterschieden aber kann der Geschmack sehr beeinflusst und zeitweilig sogar ganz aufgehoben werden. Hält man zum Beispiel die Zunge etwa eine Minute lang in Wasser von 50—52 Grad Celsius, so hört die Geschmacksempfindung für Nahrungszucker vollständig auf. Steckt man die Zunge 40 Sekunden lang in kaltes Wasser von 1—10 Grad Celsius, so verschwindet die Fähigkeit zu schmecken überhaupt. Die Temperatur, bei der die Geschmacksempfindung am stärksten ist, liegt zwischen 10 und 20 Grad Celsius. Ebenso löschen auch Getränke, die diese Temperatur besitzen, am besten den Durst. Dagegen ist Wasser von einer Temperatur von 3 Grad oder 5 Grad Celsius, das man meistens als sehr geeignet zum Durststillen ansieht, viel weniger dazu geeignet als solches von 12—14 Grad Celsius. —

Meteorologisches.

— Die Entstehung des Wlises. Ueber die Entstehung des Wlises und der atmosphärischen Elektrizität überhaupt hat man sich seit Alters den Kopf zerbrochen, ohne daß die Physik sogar heute das letzte Wort hätte sprechen können. Die kindliche Anschauung von der Reibung der Wolken an einander, bei der die Wliskanten entstünden, mußte zwar wesentlich verwickelteren Hypothesen weichen, aber zur anerkannten Geltung konnte keine von ihnen gelangen. Eine sehr interessante Theorie entwickelt nun der Franzose Brillouin in der Zeitschrift „Ciel et terre“, die von der „Technischen Anndschau“ folgendermaßen wieder gegeben wird. Herz hat 1887 entdeckt, daß der elektrische Funken leichter unter dem Einfluß ultravioletten Lichtes überspringt als in der Dunkelheit. Im Jahre 1888 zeigten dann Wiedemann und Ebert, daß sich diese Wirkung auf die Kathode beschränkt. Das Studium dieser Erscheinungen ergab, daß jede negativ geladene metallische Oberfläche ihre Elektrizität verliert, wenn sie ultravioletten Strahlen ausgesetzt wird, wie schwach auch die Ladung sein möge. Die Wirkung auf positive Elektrizität ist Null. Duiffon hat nun auf Veranlassung von Brillouin eine Reihe von Versuchen mit Eis gemacht und mit der Wirkung auf Zink verglichen. Das Resultat derselben war, daß das Eis sehr empfindlich gegen ultraviolette Strahlen ist, während das Wasser dagegen unempfindlich ist. Wenn man nun den nicht zu bezweifelnden Einfluß der Erniedrigung des Druckes auf diese Wirkung in Rechnung zieht und andererseits auch die Abschwächung der ultravioletten Strahlung in der Atmosphäre, kann man wohl auf diese experimentellen Ergebnisse eine Theorie der Lufterlektrizität aufbauen. Wenn in irgend einem Augenblicke in der Atmosphäre ein elektrisches Feld existirt, werden sich die Eisknadeln der Cirruswolken durch Anflugs laden, positiv am einen Ende, negativ am anderen. Wenn nun die negativ geladenen Enden der Eisknadeln von ultravioletten Strahlen getroffen werden, werden die Nadeln so ihre negative Elektrizität verlieren und allein positiv geladen bleiben. Der neutrale oder negativ elektrische Zustand der Cirruswolken ist somit ein labiler; sobald dieselben von der Sonnenstrahlung getroffen werden, werden sie positiv elektrisch. Die Untersuchungen haben nun weiter ergeben, daß ultravioletle bestrahlte Luft selbst ein Isolator bleibt (während sie durch Röntgen-Strahlen leitend wird). Im Laboratorium, wo der positive Konduktor nicht weit vom negativen sich befindet, ist der Elektrizitätstransport durch die Bewegung der Luft ein rapider. In der Atmosphäre wird dies anders sein. Die negative Elektrizität, welche aus den Eisknadeln stammt, verbleibt wahrscheinlich auf der umgebenden Luft. Die Wolke als Ganzes

erscheint daher positiv, wenn die Nadeln sich von der umgebenden Luft trennen. Der neutrale Zustand der Luft ist also ein labiler. Die Luft, welche aus einer Gegend kommt, in welcher Cirrus vorhanden ist, ist negativ elektrisch. Brillouin weist weiter auf die Bedeutung dieser Theorie für die Lehre vom Polarlicht und noch einige andere Momente hin und kommt zu dem Schlusse: Die atmosphärische Elektrizität wird durch die Wirkung der ultravioletten Sonnenstrahlung auf die Eisknadeln der Cirren hervorgerufen. —

Technisches.

k. Die indirekte Beleuchtung von Innenräumen. Für größere Räume, Schulzimmer etc. ist die Frage einer gleichmäßigen, guten Beleuchtung nur schwer zu lösen. Namentlich wenn viele Personen in den Räumen beschäftigt sind, steigern sich die Schwierigkeiten. Die Anbringung sehr vieler einzelner Flammen ist nicht praktisch und bei der Verwendung der elektrischen Beleuchtung auch zu kostspielig, da man alsdann nur Glühlampen und nicht die im Betriebe viel billigeren elektrischen Bogenlampen verwenden könnte. Eine sehr praktische Lösung ist nun die indirekte Beleuchtung, die in neuester Zeit immer mehr in Aufnahme kommt. Sie besteht darin, daß man das offene sehr grelle Licht der elektrischen Bogenlampen nach unten durch einen großen Reflektor vollständig abblendet und an die Decke des Saales wirft, die möglichst weiß gestrichen sein muß. Das Licht vertheilt sich ziemlich gleichmäßig an derselben, und wird nun in dem Raum selbst ausgestrahlt, der dadurch mit einem milden Licht erfüllt wird. Ein sehr großer Vortheil bei dieser Art der Beleuchtung ist es noch, daß es von allen Seiten kommt und dadurch die sonst so leicht auftretenden scharfen Schlagschatten vollständig vermieden werden. —

Humoristisches.

— Pyramidaler Gedanke. Dame (auf dem nördlichen Meere): „Doch ein imposanter Anblick, solch schwimmender Eisberg.“
 Lieutenant: „Ja wohl; nun denken sich Gnädige aber erst den Effekt, wenn entsprechende Selbstflasche drauf stünde!“
 — Auf dem Standesamt. Bräutigam (leise zum andern, den er vom Mittagessen her kennt): „Na, hat's Ihnen auch im „Löwen“ nicht mehr geschmeckt?“
 — Druckfehler. „Der neuernannte Bureauchef wußte für seine Befähigung bald schlafende Beweise zu erbringen.“ (Aus einem Theaterbericht.) „Die Premiere war beerdigt.“
 „... So wie sie, schielte noch keine.“
 („Regg. hum. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— In einem Teiche des Hörder Werkes bei Dortmund wollte ein Arbeiter einen anderen vom Ertrinken retten. Er sank jedoch ebenfalls in die Tiefe.
 — Bei einem Streit erstach in Worringen ein Wirthssohn seinen Bruder.
 — In Wildevranna bei Wagscheid hat ein großer Brand gewüthet. 31 Anwesen wurden eingeeäschert. Zwei Personen sind verbrannt.
 — Vom Schneeberg bei Wien, vom Schafsberg bei Fühl, sowie bei Kreuznach stürzten Touristen ab. Alle drei wurden todt aufgefunden.
 — Die Wären haben sich in den Waldungen bei Luzsna im Liptauer Komitat so vermehrt, daß eine Treibjagd angeordnet werden mußte.
 — Eine Grönland-Expedition ist am Dienstag von Kopenhagen aufgebrochen. Sie hat für zwei Jahre Proviant mit und soll die Ostküste Grönlands zwischen dem 66. und 77. Grad nördlicher Breite erforschen.
 — Ein neues Telegraphenkabel zwischen Deutschland und Schweden wird noch in diesem Jahre von Sähnitz nach Trelleborg gelegt werden.
 — Ein Riesen-Gasbehälter wird in Stockholm gebaut. Er soll 68 000 Kubikmeter fassen.
 — Eine goldene Kutsche im Werthe von einer Million Gulden schenkte die Stadt Antwerpen der Königin von Holland zur Krönung.
 — Die französischen Schüler haben mehr freie, als Schultage im Jahr. Jeder Schüler hat im Jahre 100 Tage Ferien und kirchliche Festtage. Dazu kommen 52 Sonntage und ebenjoviel Donnerstage, die in Frankreich auch frei sind. Ferner beanspruchen besondere Fest- und Gedächtnistage 12 Tage. Weiblich also 140 Arbeitstage.
 — Eine Wasserhose hat in der Nähe von Rogersville im Staate Tennessee 17 Menschen getödtet.
 — Ein Arbeiterhaus in Rishni-Nowgorod brante in der Nacht zum Dienstag ab. Bis jetzt sind dreizehn verkohlte Leichen unter den Trümmern aufgefunden worden.
 — Beim Tagisch-See, im nördlichen Britisch-Kolumbien, sind Goldadern entdeckt worden. —